

PALOMA AÍNSA

*Der* **kleine**  
**UNTER-**  
**SCHIED**

ROMAN

Übersetzt von  
Adriana Beatriz Netz



 Montlake

## DIE AUTORIN

Paloma Aínsa hat an der Universität Valencia Psychologie mit Schwerpunkt Suchtprävention studiert. Ihr Bestsellerroman »Siete Cero Dos« (»Zimmer 702«) war 2014 Finalist des Preises für spanische Selfpublishing-Autoren von Amazon.

Paloma Aínsa lebt heute mit ihrem Mann und ihren zwei Töchtern in Gandía, einer spanischen Stadt am Mittelmeer.

PALOMA AÍNSA

*Der kleine*  
UNTERSCHIED

ROMAN

Aus dem Spanischen von  
Adriana Beatriz Netz

 Montlake

# VORWORT

Das Leben nimmt viele unerwartete Wendungen, das ist kein Geheimnis.

Wenn du Glück hast, kannst du sogar in deinem Traumjob arbeiten.

In meinem Fall als Fotografin. In der grausamen Welt, in der wir nun mal leben, erfüllt mich nichts mehr als das Einfangen der inneren Schönheit, die wir alle in uns tragen. Dieses einen Augenblicks, in dem alles perfekt zu sein scheint. Dieser einen Geste – voller Ausdruck und Poesie. Das alles möchte ich für immer festhalten, es verewigen.

Ich liebe es.

Und ich bin gut darin.

Begonnen habe ich mit Hochzeiten, Taufen und Kommunionen. Alles, was mir vor die Linse kam, betitelte mein Vater scherzhaft mit »BBC« – wie die britische Rundfunkanstalt: Bräute, Babys, Christenfeste. Langsam, aber sicher, machte ich mir jedoch einen Namen und eröffnete mein eigenes Fotostudio. Ein großes, helles Studio mit viel Glas und weiß getünchten, gemauerten Wänden, das ich mithilfe meines Freundes Víctor dekorierte. Ich arbeitete freiberuflich für große Modemagazine und Frauenzeitschriften. Ich fotografierte Models, Leute aus dem Showbusiness und sogar hochrangige

Politiker. Gut möglich, dass du ein Coverbild von mir am Kiosk gesehen hast.

Unter Umständen ist das Leben sogar noch großzügiger und erlaubt dir nicht nur, deinem Traumjob nachzugehen, sondern auch, die Liebe deines Lebens zu heiraten. Einen reizenden Mann mit Grübchen, den auch deine Eltern mögen und der nach wie vor spontan und romantisch sein kann. Einen Menschen, den du zu kennen glaubst, der nach zwölf Jahren Beziehung keine Geheimnisse vor dir hat. Einen, für den du deine Hand ins Feuer legen würdest, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern.

Wenn du dann in einer ruhigen Minute darüber nachdenkst, dass es das Leben doch gut mit dir meint, nimmt dir dieses Leben auf einmal alles. Plötzlich gehört dein Studio der Bank, und der Ehemann überrascht dich mit etwas so Grausamem, Schäbigem und Erniedrigendem, dass er sich von heute auf morgen in ein namenloses Wesen verwandelt.

Und dir bleibt nichts anderes übrig, als wieder bei deinen Eltern einzuziehen, ohne Geld, ohne Arbeit, ohne Studio. Ohne Zukunft. Für eine sehr, sehr lange Zeit verkriechst du dich in einen dunklen und bitterkalten Tunnel, aus dem du nur entkommen kannst, weil du auf die Unterstützung deiner Familie und deiner Freunde zählen kannst.

Wenn du glaubst, das Schlimmste überstanden zu haben, dann lacht das Leben dich einfach aus und nimmt seinen Zickzackkurs wieder auf.

# KAPITEL 1

Ich wachte in meinem alten Zimmer auf. Wie jeden Tag in den letzten achtzehn Monaten fielen meine Augen als Erstes auf die Poster von Take That, die mich während meiner Jugend begleitet hatten. Aus welchem seltsamen und melancholischen Grund auch immer, ich konnte es nicht über mich bringen, sie abzuhängen. Obwohl ich das ironische Lächeln von Robbie Williams, das ich früher geheimnisvoll gefunden hatte, inzwischen überhaupt nicht mehr ausstehen konnte.

Mein verkaterter Kopf machte die Situation nicht besser. Wenn ich mich mit Víctor traf, trank ich in letzter Zeit mehr Bier als Homer Simpson.

Ich wälzte mich im Bett hin und her, um besser liegen zu können. Durch die Jalousie und meine erweiterten Pupillen hindurch, die zwei Lupen glichen, brannte ein kleiner Sonnenstrahl direkt auf meine Netzhaut. Ich beschloss, mir am besten die Decke über den Kopf zu ziehen. Von der Außenwelt abgeschirmt fragte ich mich dann, ob ich nicht auf ewig so liegen bleiben könnte. Dort fühlte ich mich so geborgen ...

Auf dem Flur näherten sich die Schritte meiner Mutter, die, wie ich wusste, ohne anzuklopfen ins Zimmer stürmen würde. Sie hatte Angst, ich würde aufgrund einer – wie sie sich einbildete – östrogenbedingten Depression eine Handvoll von meinen

Schlaftabletten mit kalifornischem Mohn schlucken und meiner erbärmlichen Existenz ein Ende setzen. Im Internet hatte sie gelesen, dass man aus Mohn Opium gewann, und glaubte jetzt, ich sei drogensüchtig. Es brachte nichts, ihr zu erklären, dass man harte Drogen nicht im Kräuterladen bekommt.

»Aber, Maritere, was wickelst du dich da so ein wie Tutanchamun?«

Meine Antwort wartete sie erst gar nicht ab, sondern marschierte mit großen Schritten gleich zum Fenster. Beim Lärm der hochgezogenen Jalousie platzte mir beinahe das Trommelfell. Angesichts des plötzlich sonnendurchfluteten Zimmers traute ich mich nicht, mich aufzudecken, aus Furcht, wie Dracula in einem schlechten B-Movie zu einem Aschehäufchen zu zerfallen.

»Hier ist ja eine Luft drin! Als wäre es mit den Käsefüßen deines Bruders nicht schon genug. Tu mir bitte den Gefallen und steh auf, es ist nämlich bereits halb zehn. Ich bin nicht euer Dienstmädchen!«

Ohne Vorwarnung riss sie mir die Decke herunter.

»Aua«, war der einzige klägliche Laut, den ich hervorbrachte.

»Du musst Zitronen einkaufen, aber geh nicht in den Obstladen um die Ecke, da ist es viel zu teuer. Wie kommen sie nur dazu, Zitronen für zwei fünfzig das Kilo zu verkaufen? Kein Wunder, dass sie sich gerade ein Reihenhaus leisten konnten«, murkte sie beim Hervorholen der dreckigen Wäsche aus dem Korb.

Mein Kopf schwelgte noch in Selbstmitleid und war nicht imstande, den Preis der Zitronen mit dem Kauf eines Reihenhauses in Verbindung zu bringen.

»Komm endlich, Maritere! Mir reicht es schon, dass deine Großmutter über den Flur geistert!«

Meine Großmutter leidet an Altersdemenz. Einmal war sie im Nachthemd ausgebüxt und hatte die Kinder in der

Nachbarschaft in Angst und Schrecken versetzt. Sie durfte nicht lange unbeaufsichtigt bleiben.

»Ich komm ja gleich, Mama«, antwortete ich und musste mich übermenschlich anstrengen, um aufzustehen.

Sie lächelte zufrieden, weil sie ihre Mission erfüllt sah, und küsste mich unsanft auf die Stirn. Das war ihre Art, mir zu zeigen, dass sie mich liebte und um meinen schlechten Gemütszustand wusste.

»Du musst die Ansätze nachfärben«, murmelte sie beim Anblick meiner strähnigen Haare.

Ich warf ihr lediglich ein müdes Lächeln zu, und sie verließ das Zimmer auf die gleiche Weise, wie sie es betreten hatte: wie eine Naturgewalt, wie ein Hurrikan, der über den Golf von Mexiko fegt.

\*\*\*

»Guten Morgen allerseits«, grüßte ich meine Familie in der Küche. Ich fühlte mich etwas besser. Die Dusche hatte mir gutgetan.

»Morgen«, antwortete mein Vater und senkte die Tageszeitung.

»Mphmf.« Mein Bruder Juanlu saß in Unterhosen und einem Black-Sabbath-TShirt da.

Meine Großmutter sah mich nur lächelnd an, sie sprach nicht mehr viel.

Ich setzte mich an den Tisch und wollte meinem Bruder einen Keks stibitzen, allerdings verfügte er über gute Reflexe und gab mir einen Klaps auf die Hand.

»Aua!«

Meine Mutter, die gerade eine Riesensmenge Hackfleisch für Fleischbällchen knetete, drehte sich zu uns um.



»Bist du gestern sehr spät nach Hause gekommen? Ich habe dich nicht kommen hören.«

»Nein. Ich habe bei Víctor nur ein oder zwei Bier getrunken.«

Sie hob argwöhnisch die Augenbrauen, »ein oder zwei Bier« hielt sie für einen Euphemismus.

»Tja«, kommentierte meine Mutter meine Aussage und bearbeitete den rosa Fleischhaufen weiter.

Mein Bruder warf mir aus den Augenwinkeln ein angedeutetes Lächeln zu. Die »zwei Bier« hielt auch er für eine Untertreibung.

»Ich möchte mich ja nicht einmischen, Maritere«, begann meine Mutter ihren Satz.

Aus Erfahrung wusste ich, dass dieser Satzanfang im Grunde bedeutete, dass sie sich eindeutig ungefragt in alles einmischen würde.

»Mama, nenn mich bitte nicht Maritere. Du weißt, dass ich diesen Namen hasse.«

»Maitechu«, meldete sich meine Großmutter zu Wort.

»Auch nicht Maitechu, Oma«, wandte ich ein.

»Mphmf, mphmf, mphmf«, grunzte mein Bruder und lachte.

»Diese Spitznamen sind liebevoll gemeint, Maite. Nimm doch nicht alles so ernst«, gab mein Vater seinen Senf dazu, senkte erneut die Zeitung und zwinkerte mir zu.

»Wie ich schon sagte ...«, fuhr meine Mutter unbeirrt fort und wirkte leicht verärgert wegen der Unterbrechung. »Gestern Nachmittag habe ich die Señora Encarnita im Supermarkt getroffen.«

Die meisten unserer Nachbarinnen waren betagte Witwen, die auf verniedlichte Kosenamen hörten. Da gab es Encarnita, Lolita, Angelita, Teresita, Pepita und viele andere. Selbstverständlich hatte ich keine Ahnung, wen genau meine Mutter nun meinte.

»Ihre Tochter Quinita«, redete sie weiter und verwirrte mich vollends, »du kennst sie. Sie hat eine Zeit lang im Kurzwarengeschäft zwei Blocks von hier beim Markt gearbeitet. Die mit dem schrecklichen Pfeifferschen Drüsenfieber, das alle für Frühjahrsmüdigkeit hielten. Beinahe hätte es sie das Leben gekostet ...«

Meine Mutter konnte es nicht ertragen, dass wir anderen nicht wie sie über ein übermenschliches Gedächtnis und Erinnerungsvermögen verfügten. Insofern überhäufte sie uns daher mit detaillierten Personenbeschreibungen, damit wir uns die Gemeinten vergegenwärtigten. Das konnte ewig so weitergehen, weswegen wir sie jedes Mal mit den gleichen Worten stoppten: »Ah, ja! Ich weiß, wen du meinst.«

»Mphmf, mphmf, mphmf!«

Meine Mutter nickte und kehrte wieder zum eigentlichen Thema zurück.

»Gut, also, Quinita arbeitet als Haushaltshilfe in einem Haus in La Pilarica. Na ja, nicht unbedingt ein Haus, eher eine Villa. Du weißt ja, wie die dort in Geld schwimmen ...«

La Pilarica – eine liebevolle Abkürzung für *Nuestra Señora del Pilar*, Unsere Liebe Frau auf dem Pfeiler, die Schutzheilige Spaniens – war eine exklusive, gesicherte Wohnanlage ganz in der Nähe des Vorörtchens Soto del Encinar, in dem wir lebten. Sie als Luxuswohnanlage zu bezeichnen, wäre noch untertrieben gewesen, denn in Luxuswohnanlagen residierten für gewöhnlich ausschließlich Neureiche, die ihr Geld mit Baugeschäften gemacht hatten, Banker und Manager mittelgroßer Unternehmen. Diejenigen, die es in meinen Augen geschafft hatten, die für die Bewohner von La Pilarica hingegen nur gemeiner Pöbel waren. Wenige Kilometer von Madrid entfernt lag der Komplex genau wie unser Dorf abseits des Großstadtlärms; der kleine, aber feine Unterschied war der,

dass wir in Soto del Encinar keinen eigenen Golf-, Tennis, Reit- und Rugbyklub hatten. Wir mussten uns mit der hiesigen Mehrzwecksportanlage und mit einem *Pétanque*-Verein zufriedengeben, in dem sich die Rentner für eine Art Boulespiel trafen. Viele Frauen aus meinem Dorf endeten als Haushaltshilfe in La Pilarica, wie Quinita, an die ich mich natürlich überhaupt nicht erinnern konnte.

»Wie es aussieht, suchen die im Haus daneben jemanden, der sich um die Kinder kümmert. Die Frau, die auf sie aufpasst, geht bald in Rente, und der Vater kann wohl nicht für sie sorgen. Anscheinend reist er beruflich sehr viel.«

»Und die Mutter?«, fragte ich.

»Ich habe keine Ahnung«, gestand meine Mutter achselzuckend. »Ich weiß bloß das, was ich dir erzählt habe. Du kannst es ja beim Vorstellungsgespräch herausfinden.«

»Aber, Mama, ich als Kindermädchen? Ich bin Fotografin und habe überhaupt keine Erfahrung mit Kindern.«

»Schatz, das kann ja wohl nicht so schwer sein«, wischte sie meinen Einwand fort. »Schließlich habe ich euch auch beide großgezogen, und glaub mir, ihr kamt ohne Bedienungsanleitung auf die Welt.«

»Maite«, mischte sich mein Vater ein, »mach dir keinen Kopf. Du kannst gut mit Kindern.«

»Ja, ich weiß nicht, ich ...«

Er räusperte sich und legte die Zeitung auf dem Schoß ab.

»Schätzchen, du suchst nun schon so lange vergebens nach Arbeit als Fotografin«, sagte er. »Warum nimmst du diesen Posten nicht vorübergehend an, bis sich etwas Besseres ergibt? Das bedeutet doch nicht, dass du dich für immer und ewig um die Kinder kümmern musst, aber du wärst beschäftigt, bis du etwas anderes in Aussicht hast. Meinst du nicht?«

Ich hatte keinen Zweifel daran, dass es meinem Vater schwerfiel, mich darum zu bitten. Ich sah die Bedenken in

seinen Augen. Meine Meinung über das Klassengehabe rund um La Pilarica kannte er nur zu gut. Selbstverständlich war er sich darüber im Klaren, dass es einen beruflichen Rückschritt bedeuten würde, dort eine Stelle anzunehmen. Mal davon abgesehen, dass ich meine Hoffnungen auf Eis legen müsste, wieder ein eigenes Fotostudio zu haben. Allerdings war ich bei der aktuellen Marktlage sowieso außerstande, aus meiner Asche wiederaufzuerstehen. Das ganze Foto-Equipment – meins hatte ich für einen lächerlichen Betrag über einen Online-Marktplatz verkaufen müssen – und die Miete für ein geeignetes Studio gehörten im Augenblick ins Reich der Märchen, denn ich konnte mir beides unmöglich leisten. Allein schon, weil ich in eine Situation geraten war, in der mir keine Bank einen Kredit gewähren würde. Sie waren ja nicht einmal bereit gewesen, mir eine Kreditkarte auszustellen. Dessen ungeachtet hatte ich versucht, etwas auf meinem Gebiet zu finden. Ich war bei den Zeitschriften und Magazinen gewesen, für die ich gearbeitet hatte. Ich hatte Portfolios verschickt und unzählige Vorstellungsgespräche geführt. Nichts. Keiner wollte mehr mit mir arbeiten. Die Gerüchte über das, was mir passiert war, eilten mir unentwegt voraus. Der Namenlose hatte mich in Gift verwandelt.

Nach vielen Monaten erfolgloser Suche wusste ich tief im Inneren, dass der Zeitpunkt gekommen war, meine Lage zu akzeptieren und jeden Job anzunehmen, der mir angeboten wurde. Aber das Aufgeben fiel mir so schwer ...

»Maite«, redete meine Mutter wieder auf mich ein, die mich bei diesem Namen nur dann nannte, wenn es etwas Ernstes zu besprechen gab, »was wir damit ausdrücken wollen, ist, dass wir mit der Rente deines Vaters und mit der Pension deiner Großmutter nicht alle auskommen. Wir müssen etwas unternehmen.«

»Das verstehe ich ja.« Ich war dankbar dafür, dass sie nicht darauf eingegangen war, was der Namenlose ihnen angetan hatte. »Sag Quinita, sie soll mir die Nummer geben, damit ich einen Vorstellungstermin ausmachen kann.«

Erleichtert atmete meine Mutter tief durch. Diese Bitte war auch ihr nicht leichtgefallen, da war ich mir sicher.

## KAPITEL 2

Ich liebe die Pizza-und-Film-Abende, eine Tradition aus unserer Jugendzeit, die Víctor, Virginia und ich nach meiner traumatischen Trennung wieder aufgenommen hatten. Die Rückführung in die Vergangenheit tut mir unheimlich gut, um für ein paar Stunden zu vergessen, was ich durchmachen musste. »Alte Gewohnheiten wieder aufleben zu lassen, ist für die geistige Gesundheit unverzichtbar«, hatte mir mein Psychologe geraten.

Selbst Jahre später ist der Ablauf unverändert. Wir gehen zu Víctor und diskutieren darüber, welchen Film wir sehen wollen: Ich tendiere meistens zu einer romantischen Komödie, Víctor schlägt in der Regel einen Indie-Film vor, der beim Sundance Film Festival mit Preisen überschüttet wurde, und Virginia, die von Natur aus entgegenkommend ist, gibt sich mit allem zufrieden. Die goldene Mitte zu finden ist nicht ganz einfach, einer muss nachgeben. Doch im Grunde endet es immer damit, dass wir nur zu viel trinken und Blödsinn reden, anstatt uns auf den Film zu konzentrieren.

Ich betrachtete die beiden liebevoll. Ein Kissen umschlingend und die nackten Füße auf dem Sofa schaute Virginia auf den Bildschirm. Und Víctor, pausenlos mit dem Handy beschäftigt, thronte auf einem aus dem Müll gefischten sündhaft teuren Sessel, der es nach seiner Restaurierung und mit

einem neuen Bezug locker mit den Schickimicki-Schöner-Wohnen-Sitzmöbeln aufnehmen konnte. Von schönen Dingen umgeben zu sein ist Víctors Beruf und Leidenschaft.

Die beiden sind wahre Freunde. Die Art Freunde, die nicht nur in guten Zeiten für dich da sind, sondern die ihr Leben auf den Kopf stellen und ihre Pflichten sausen lassen, wenn dein Leben ein Scherbenhaufen ist und du am Boden liegst. Die dann deine Einzelteile aufsammeln und wieder zusammenfügen. Ich werde ihnen niemals genug dafür danken können, dass sie mir in meinen dunkelsten Stunden beigestanden haben. Und ich hege nicht den geringsten Zweifel daran, dass ich für sie das Gleiche getan hätte.

Auf die beiden zählen zu können ist sehr tröstend, vor allem, weil keiner von uns schnell Freundschaften schließt. Vermutlich hat uns der Umstand zusammengeführt, dass wir früher extreme Außenseiter waren – jeder von uns aus einem anderen Grund.

Mir zum Beispiel fiel es sehr schwer, mich in der Schule einzuleben. Mein Vater war Postbeamter und befördert worden, sodass wir von Valencia nach Soto del Encinar zogen, als ich zwölf war. Mitten im Schuljahr kam ich in eine neue Klasse, in der sich die Cliques längst gebildet hatten, und sie hielten wie Pech und Schwefel zusammen. Unschwer zu erraten, dass eine Frau eher in einer Freimaurerloge akzeptiert wird, als dass Teenager die Neue in den Freundeskreis aufnehmen. Erst recht, wenn du auf der Toilette deinen alten Schulfreunden nachweinst. Einige Monate später kam noch erschwerend hinzu, dass bei einer ärztlichen Routineuntersuchung bei mir eine Wirbelsäulenverkrümmung diagnostiziert wurde. Daraufhin musste ich jahrelang ein Metallgestell tragen – das Milwaukee-Korsett. Wenn ich diesen Namen höre, steigt mir auch heute noch die Galle hoch. Da ich in diesem ätzenden Korsett den Kopf nicht drehen konnte, musste ich auf alles und jeden einen

Seitenblick werfen, was mir ungerechtfertigterweise den Ruf einbrachte, hochnützlich zu sein. Es versteht sich von selbst, was das für mein ohnehin schon missratenes Sozialleben bedeutete. Bezeichnend war, dass mich von da an niemand mehr Maite nannte, sondern nur noch C-3PO.

Alles Weinen und Drohen, mir den Apparat herunterzureißen und ihn in die nächstgelegene Schlucht zu werfen, half nichts, meine Eltern ließen sich nicht erweichen. Meine einzigen Stützen waren zwei Personen, die genauso ausgeschlossen wurden wie ich: Víctor, »der Schwule«, ein schwächlicher Junge mit hoher Stimme, der sich ausschließlich mit Mädchen abgab und dessen Gang die Grazie und Eleganz eines Nurejew beim Tanzen von Schwanensee hatte, und Virginia, »die Masse«, die mit dreizehn Jahren läppische 80 Kilo auf die Waage brachte. Schuld daran war ihre neurotische Mutter, die sie vor den Fernseher setzte und mit Nutellabrotten vollstopfte, um ihre Ruhe zu haben.

Ich schaute sie an. Keine Spur von den Ausgestoßenen von damals.

Víctor hat Klasse, seine angeborene Eleganz, sollte sie in seiner Jugend seltsam erschienen sein, ist heute einfach bewundernswert. Vorzeitig ergraut, geht von ihm eine derart anziehende Selbstsicherheit aus, dass du nur noch wie ein Satellit um ihn kreisen magst. Virginia erarbeitete sich ihrerseits im Laufe der Zeit eine schlanke Figur. Gott sei Dank konnten die vielen Jahre harter Arbeit, Diäten und Fitnesscenter-Workouts ihrem lebenswürdigen und zuvorkommenden Charakter nichts anhaben, auch wenn sie etwas Selbstwertgefühl vermissen lässt. An den Pizza-und-Film-Abenden kann sie nicht immer teilnehmen. Sie hat zwei Kinder, und Marcos, der Messias, der ihr die Augen zugunsten einer ausgewogenen Ernährung öffnete und nebenbei ihr Herz eroberte, ist besitzergreifend und hält sie an der kurzen Leine.



»Hörst du jetzt auf mit deinem WhatsApp!«, zischte ich verärgert zu Víctor.

Er blickte auf.

»Das ist nicht WhatsApp«, entgegnete er und vertiefte sich wieder in sein iPhone.

»Das ist Grindr«, erklärte Virginia.

Ich lehnte den Kopf zurück und schnaubte betroffen.

»Das digitale Zeitalter ist der Tod der Romantik! Mein Gott! Wir sind verloren!«, rief ich mit dramatisch zur Decke erhobenen Händen aus. »Jane Austen dreht sich im Grabe um!«

»Gibt es so eine App auch für Heteros?«, wollte Virginia wissen.

»Tinder?«, sagte Víctor mit weit aufgerissenen, ungläubigen Augen. »Nicht zu fassen, dass du das nicht kennst. In welchem Jahrhundert lebst du denn bitte?«

»Hey, ich muss das nicht kennen, ich bin nicht auf der Suche nach Gelegenheitssex. Ich bin schließlich verheiratet.«

Virginia ignorierte das Du-hättest-es-aber-nötig, das in Víctors Gesichtsausdruck aufblitzte. Er kann Marcos nicht ausstehen.

»Und du solltest sie dir runterladen«, fuhr mein Freund fort und zeigte mit dem Finger auf mich. »Seit dem Namenlosen lässt du den Kopf hängen. Es ist an der Zeit, wieder aktiv zu werden.«

»Ich denke nicht daran, mir Tinder herunterzuladen«, lehnte ich aus voller Überzeugung ab.

»Warum nicht?«, erkundigte sich Virginia.

»Weil ...« Ich stützte mich auf den Ellbogen, richtete mich auf und betrachtete die beiden, als wäre ich Mata Hari. »Denkt doch mal kurz darüber nach, was passiert, wenn alle Männer im näheren Umkreis erfahren, dass hier eine Frau wie ich lebt und sexuell verfügbar ist. Stellt euch die Horden testosterongeladener Machos vor, die meine Tür einschlagen ...«

»Hör zu, Maite!« Víctor legte das Handy auf den Tisch. »Ich will dir ja nicht deine Fantasien rauben ... Aber Horden? Im Ernst? HORDEN?«

»Víctor, mein Psychologe meinte, ich müsste an meinem Selbstwertgefühl arbeiten. Mach mir das bitte nicht kaputt«, antwortete ich lachend.

»Brrr ... dieser Psychologe.«

Er kann Psychologen nicht ab. Mit einigen von ihnen hatte er sich abgeben müssen. Víctors Eltern, beide Mitglied im Opus Dei und Vertreter des radikalen Sektors, hatten ihm eine Therapie aufgezwungen, weil sie hofften, ihn von seiner Homosexualität »heilen« zu können. Obwohl die armen Psychologen stets auf Víctors Seite waren und versucht hatten, den Eltern zu erklären, dass es keine Heilung gebe und sie seine Veranlagung akzeptieren müssten, hat mein Freund schlechte Erinnerungen an diese Jahre. Víctor erzählt oft scherzhaft, er wäre um Haaresbreite darum herumgekommen, zwei Stunden täglich einen Bußgürtel um den Oberschenkel tragen zu müssen.

»Gut, anderes Thema«, sagte ich. »Ich habe morgen ein Vorstellungsgespräch.«

»Ehrlich?« Virginia setzte sich auf und warf mir einen hoffnungsvollen Blick zu.

»Freu dich nicht zu früh, und vor allem«, ich wies anklagend mit dem Finger auf Víctor, »wehe, ihr lacht mich aus.«

»Jetzt bin ich aber gespannt«, erwiderte Víctor.

Ich machte eine theatralische Pause.

»In La Pilarica.«

Víctor blinzelte ein paarmal heftig.

»Bitte?«, stieß er nach einer sekundenlangen Pause hervor. »Sagtest du gerade ›in La Pilarica?«

Virginia war ebenso überrascht. Allerdings wirkte Víctor, der über keinerlei sozialen Filter verfügt, im Vergleich zu ihrer emotionalen Intelligenz so schlau wie eine Tube Schuhcreme.

»Meinst du diesen verhassten Ort, der verseucht ist von diesen verfaulenden Aristokraten und Großgrundbesitzern?«

»Nun übertreib nicht, Víctor. Das war einmal.«

»Ach ja? Und wie haben die ihr Vermögen gemacht?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Was glaubst du wohl, wie die Franco-Sympathisanten belohnt wurden, die vierzig Jahre lang mitgeholfen haben, dieses Land von der politischen Weltkarte zu verbannen?«

Ich schwieg. Bei politischen Themen redet sich Víctor in Fahrt, ihn zu unterbrechen oder ihm gar zu widersprechen ist unmöglich. Vor dir tut sich eine verbale Wand auf, die bei Berührung sogar Narben hinterlassen kann. Virginia und ich hatten daher vereinbart, ihn reden zu lassen, bis er seinen ganzen aufgestauten Kummer aufgrund seiner konservativen Erziehung ausgeschüttet hatte. Außerdem hatte ich mir nie wirklich die Frage gestellt, wer in La Pilarica lebte; Geschichte und Politik finde ich todlangweilig, insofern hätte ich auch keine Gegenargumente vorbringen können.

»Na, mit Ländereien und Adelstiteln, damit ihre Nachkommen, diese widerlichen Ausbeuter, Schmarotzer und Parasiten, auf ewig von den Erträgen leben können!«

»Amen«, schob Virginia hinterher.

»Meine Eltern haben mich darum gebeten, Víctor. Ich muss langsam etwas tun. Als Fotografin finde ich nichts, und uns gehen die Möglichkeiten aus.«

Víctors Gesicht, das während seiner Wutrede rot angeläufen war, entspannte sich und erlangte allmählich wieder seine natürliche Blässe.

»Außerdem fühle ich mich dafür verantwortlich, was ihnen meinerwegen zugestoßen ist. Ich werde alles tun, was nötig ist, das weißt du. Wenn ich Kinder hüten muss, dann hüte ich eben Kinder. Und wenn ich Treppen wischen muss, dann wische ich eben Treppen. Ich mache alles, klar?«

Ich war sehr früh aufgestanden, um mich nicht abhetzen zu müssen, hatte mich jedoch nicht entscheiden können, was ich für das Vorstellungsgespräch anziehen sollte. Am Ende wurde die Zeit doch knapp. Typisch. Sollte ich mich seriös oder informell kleiden? Wer würde das Vorstellungsgespräch führen? Das jetzige Kindermädchen oder der Hausherr? Würde ich die Kinder kennenlernen?

Je näher das Wachhäuschen kam, desto unsicherer wurde ich. Die Zufahrt war durch eine Schranke versperrt, um das Gelände verlief eine hohe Steinmauer, an der mehrere Überwachungskameras im Abstand weniger Meter voneinander angebracht worden waren. Der Eingang zum Gefangenenlager Guantanamo dürfte nicht viel anders aussehen.

Ich hielt den Fiat Panda meiner Mutter am Häuschen an.

Ein glatzköpfiger Mann mittleren Alters beugte sich zum Fenster hinunter: »Guten Tag.«

»Guten Tag, ich komme wegen eines Vorstellungsgesprächs. Hier ist die Adresse.« Ich reichte ihm einen Zettel, auf den ich – auf dem Rücken meines Bruders – die Anschrift hingekritzelt hatte.

Der Mann prüfte die Angaben. »Ich kann das nicht lesen.«

»Da steht ›Anwesen Nummer vier. El Robledal.«

Der Mann gab mir den Zettel zurück. »Wenn Sie es sagen ... Darf ich um Ihren Personalausweis bitten?«

»Natürlich.« Ich steckte die Hand in meine Tasche und holte die Brieftasche hervor. Eine nach der anderen musste ich die vielen Karten vom ersten Stapel durchgehen: Zara Home, Bershka, Stradivarius, Mango, Pimkie ... Kein Personalausweis. Der Mann wartete geduldig, während ich einen zweiten, noch größeren Stapel in die Hand nahm. Nach drei abgelaufenen Mastercards und einer weiteren Karte kam der Ausweis zum Vorschein. Erleichtert hielt ich ihn ihm hin.

»María Teresa Aliaga Fernández«, buchstabierte er mit prüfendem Blick.

»Zu Diensten!«

Der Pförtner schaute mich stirnrunzelnd an.

Ich schenkte ihm ein unschuldiges Lächeln.

»Verzeihen Sie bitte, einen Moment. Ich muss das überprüfen.«

Er brauchte dafür so lange, dass ich es beinahe lustig fand. Was machte er da eigentlich? Musste er sich vergewissern, dass ich weder Vorstrafen hatte, noch aus dem Gefängnis ausgebrochen war? Wie übertrieben! Wer wohnte da bloß? Meine Neugier stieg.

»Vielen Dank. Alles in Ordnung«, sagte der Mann und gab mir den Personalausweis zurück. »Sie dürfen passieren. Fahren Sie geradeaus bis zum Ende der Allee und dann nach rechts.«

»Sehr freundlich, vielen Dank.«

Die Schranke ging hoch, und zum ersten Mal durfte ich nach La Pilarica, an diesen geheimnisumwobenen Ort.

Am Vortag hatte ich im Internet recherchiert und Informationen herausgesucht, die sich für das Vorstellungsgespräch als nützlich erweisen könnten. Ich hatte in Erfahrung gebracht, dass es sich bei dem achthundert Hektar großen Gelände um ein ehemaliges privates Jagdrevier von Philipp II. handelt, das in einzelne Anwesen unterteilt ist, und ich betone »Anwesen«, weil die kleinste Parzelle drei Hektar misst. Nicht der Rede wert.

Als ich die Allee beinahe im Schrittempo entlangfuhr, fiel mir auf, dass keine Häuser zu sehen waren, über drei Meter hohe Zypressenhecken schützten sie vor neugierigen Blicken. Außerdem war alles unheimlich ruhig, auf der Straße befand sich keine Menschenseele. Als wären nach einer Zombie-Apokalypse mein Fiat Panda und ich die einzigen Überreste der Menschheit. Ich erklärte mir das damit, dass die Leute

vielleicht deshalb nicht nach draußen gingen, weil ihre eigenen Grundstücke genug Platz für lange Spaziergänge boten. Auf drei Hektar kannst du dir stundenlang die Beine vertreten. Auch wenn ich in dem Moment keine Vorstellung davon hatte, wie groß ein Hektar war. Ich konnte mir lediglich im Vergleich zu Fußballfeldern ein Bild von der Größe einer Fläche machen.

Ich bog nach rechts und fuhr weiter bis zum Anwesen Nummer vier. Auf einem schmiedeeisernen Schild über dem Tor stand »El Robledal«; der Anblick erinnerte mich an die Phrase »Arbeit macht frei«, was mir gar nicht gefiel. Das Tor war für ein Auto breit genug, also nahm ich an, dass ich durchfahren sollte. Mir war nicht danach, drei Hektar zu Fuß zurückzulegen. Wer wusste schon, um wie viele Fußballfelder es sich handelte!

Ich drückte einen Knopf auf einer sehr modernen Gegensprechanlage, die nicht so recht zum klassisch-vornehmen Eingang passte, und wartete, bis sich eine Frauenstimme meldete: »Ja?«

»Guten Tag«, sagte ich und musste dabei den Kopf aus dem Seitenfenster strecken. »Mein Name ist María Teresa Aliaga. Ich komme wegen des Vorstellungsgesprächs.«

»Ah, ja! Ich mache auf.«

Das Tor ließ ein summendes Geräusch hören und setzte sich knarrend in Bewegung. Vor mir tat sich ein zu beiden Seiten von Eichen gesäumter Schotterweg auf. Entschlossen legte ich den ersten Gang ein, löste die Handbremse und fuhr etwa fünfzig Meter weiter. Der Gedanke, dass so reiche Menschen fünfzehn Minuten von mir entfernt lebten, überwältigte mich. Zwei gegensätzliche Universen eine Viertelstunde voneinander getrennt. Unfassbar.

Am Ende der Baumreihe kam das Herrenhaus zum Vorschein – stolz und spektakulär. Ein blassgrünes Gebäude mit weißen Säulen, großen Fenstern und gusseisernen Balkonen.

Prächtig und unheimlich zugleich schien es einem Gedicht der Romantik zu entstammen. Beeindruckend.

Vor dieser grandiosen Kulisse kam mir die ältere Frau, die mich am Fuße der Außentreppe erwartete, winzig klein vor.

Ich hielt an und stieg aus dem Wagen.

»Hallo.« Ich streckte ihr die Hand entgegen und sie drückte sie nur leicht. »Ich bin Maite. Schön, Sie kennenzulernen.«

»Gleichfalls. Ich bin Isabel. Gehen wir doch hinein.«

Die Frau musste an die siebzig Jahre alt sein, ihr Äußeres machte jedoch einen sehr dynamischen und jugendlichen Eindruck. Das leuchtend weiße Haar, das sie im Garçon-Schnitt trug, hob ihre schmalen, blauen Augen hervor, und ihre Stupsnase wirkte elegant. Als sie die Stufen hinaufstieg, bemerkte ich allerdings ihren schwerfälligen und gebeugten Gang. Sie stützte sich bei mir auf, und ich half ihr die Treppe hoch.

»Das ist die Arthritis«, erklärte sie mit einem traurigen Lächeln. »Einer der vielen Nachteile des Älterwerdens.«

Ich lächelte kommentarlos zurück.

»Möchtest du einen Kaffee?« Sie duzte mich von Anfang an.

»Danke, sehr gern.«

Die Eingangshalle war riesig. Der Boden war mit glänzendem Marmor ausgelegt. Eine große, geschwungene Holztreppe mit handgeschnitztem Geländer führte nach oben und verschwand in den schätzungsweise zwei oder drei oberen Stockwerken. Die getäfelten Decken faszinierten mich.

»Sie ist wunderschön, nicht wahr?«

»Sie ist unglaublich«, stimmte ich ihr zu.

»Der Großvater des jungen Herrn Mario hat sie Mitte der Vierzigerjahre in Auftrag gegeben. Er stammte aus Asturien, aus Llanes, und er wollte etwas, das ihn an die dortige Architektur erinnerte. Ist dir die Architektur der *Indianos* ein Begriff?«

»Nein, ehrlich gesagt nicht.«

Ich folgte der Frau durch einen überwölbten Flur mit vielen Bildern an den Wänden und hörte ihr zu.

»Die *Indianos* waren Auswanderer, die in der Neuen Welt zu Reichtum gelangt waren. Der Urgroßvater des jungen Herrn Mario machte ein Vermögen mit einer Eisenbahngesellschaft in Kuba. Als Anerkennung für seine Spenden an die Spanische Krone bekam er den Adelstitel ›Marquis von Sagrilla und Vistahermosa‹ verliehen.«

Sie hatte zweimal der »junge Herr« Mario gesagt. Víctor wäre mit tödlich verletztem Mittelklassestolz wie aus der Pistole geschossen aus dem Haus gestürmt.

Wir betraten eine rustikale Küche, in der das durch die Glasfenster einfallende Licht rötlich schimmerte. Die handgefertigten Zementfliesen auf dem Boden waren mit pflanzlichen Mustern in lebendigen Farben verziert. In der Mitte befand sich eine Kochinsel aus Holz. Ich musste mit offenem Mund dagestanden haben, weil Isabel ihre Ausführungen nicht fortsetzte, sondern geradeheraus lachte.

»Die Küche gefällt dir, nicht wahr?«

Ich war so ergriffen, dass ich erst nach einigen Sekunden die Sprache wiederfand. Nie zuvor hatte ich Vergleichbares gesehen, nicht einmal in Reportagen der Klatschzeitschriften über Adlige und Modedesigner.

»Das hier ist ... boah ...« Wenn mich etwas verblüfft, lassen meine geistigen Fähigkeiten und mein Sprachvermögen zu wünschen übrig.

Unentwegt musste ich daran denken, was Víctor sagen würde, wenn er vor Ort wäre. Er versteht sich auf Antiquitäten. Er betreibt ein Dekorationsgeschäft in der Nähe einer Geschäftsstraße in einem noblen Madrider Stadtviertel und dreht wortwörtlich durch, wenn ihm ein Krug, eine Statue,



ein Schaukelstuhl oder ein anderer Gegenstand vor die Augen kommt, den er für bewundernswert erachtet.

Mittlerweile wollte ich diese Arbeit wirklich haben. Angesichts des Privilegs, dort sein zu dürfen, umgeben von so viel Schönheit an diesem Ort, an dem die Zeit stehen geblieben war, erschien mir das Hüten fremder Kinder äußerst erstrebenswert.

»Setz dich auf diesen Hocker, ich mache Kaffee«, schlug Isabel vor.

»Danke.« Ich nahm Platz. »Sie kümmern sich um die Kinder?«

»Bis jetzt ja, aber mit der Arthritis ...«, sie zeigte mir ihre deformierten Finger, »ist wohl der Zeitpunkt gekommen, um den Stab weiterzureichen.«

Plötzlich merkte ich, wie unhöflich ich war.

»Kann ich Ihnen helfen?«, bot ich an.

»Nein, nein, keine Sorge! Einen Kaffee kriege ich noch hin.« Sie zwinkerte mir zu.

»Ist es für Sie schwierig, jemanden zu finden?«

»Es haben sich ein paar junge Frauen vorgestellt, die aber dem Hausherrn nicht zusagten. Er bevorzugt eine ältere Person.«

Ich runzelte die Stirn. Was erachtete er wohl als »älter«?

»Nun ja«, sagte Isabel abwinkend, »nicht so alt wie ich, aber die Person sollte schon über dreißig sein.«

Während sie die Tassen bereitstellte und den Zucker her-ausholte, beobachtete ich sie schweigend.

»Der junge Herr Mario sucht jemanden mit Verantwortungsgefühl und einer guten Erziehung. Jemanden, von dem die Kinder lernen können und der keine nächtlichen Besucher hier im Haus empfängt, verstehst du?«

»Ich verstehe.«

»Bist du verheiratet, meine Liebe?«

»Geschieden.«

Impressum:

Deutsche Erstveröffentlichung bei:  
Montlake, Amazon Media EU S.à r.l.  
38, avenue John F. Kennedy, L-1855 Luxembourg  
September 2020  
Copyright © der Originalausgabe 2019  
By Paloma Aínsa  
All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020  
By Adriana Beatriz Netz  
Die Übersetzung dieses Buches wurde durch Amazon Crossing ermöglicht.

Umschlaggestaltung:  
bürosüd<sup>9</sup> München, [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)  
Umschlagmotiv: © Shpadaruk Aleksei / Shutterstock;  
© NotionPic / Shutterstock; © korsaralex / Shutterstock; © photo-nuke / Shutterstock;  
© white snow / Shutterstock; © Hardtllustrations / Shutterstock  
Lektorat: Media-Agentur Gaby Hoffmann, [www.profi-lektorat.com](http://www.profi-lektorat.com)

ISBN: 978-2-49670-469-3

[www.montlake.de](http://www.montlake.de)



**Ab sofort bestellbar bei Amazon.de**

Erscheinungstermin: 08.09.2020

# EIN TRAUMHAFT ROMANTISCHER LIEBESROMAN ÜBER NEUANFÄNGE UND ZWEITE CHANCEN UNTER DER SONNE SPANIENS VON ERFOLGSAUTORIN PALOMA AÍNSA.

Das Schicksal hat Maite eine Bauchlandung beschert. Mann weg, Erfolg weg, Fotostudio weg. Maite muss wieder bei ihrer Familie einziehen und sich einen neuen Job suchen, und wenn es als Kindermädchen in der Siedlung der Superreichen ist. Als Nanny von Sofía und Bruno.

Die Beziehung zu Mario, dem alleinerziehenden Vater, gestaltet sich von Anfang an schwierig. Mario ist verschlossen und impulsiv, dann wieder offen und charmant. Irritiert stellt Maite fest, dass sie zum ersten Mal seit ihrer Trennung wieder ein leichtes Flattern spürt. Doch das Leben geht selten den kürzesten Weg und hält noch einige Überraschungen für Maite bereit.

